

Rudolf von Tavel

Autor(en): **Helbling, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **8 (1940-1941)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rudolf von Tavel

Von Carl Helbling

Im Vorwort zu seinem Buche, „Rudolf von Tavel. Leben und Werk“ (Verlag von A. Francke, Bern, 1935), erklärt Hugo Marti, dass es keineswegs seine Absicht gewesen sei, eine literarhistorische oder kritische Würdigung von Tavels Werk zu schreiben, sondern eine Darstellung des Lebens, das ihm in seiner menschlichen Erfüllung vorbildlich scheine. Tatsächlich ist H. Martis Versuch von äusserster Zurückhaltung des Urteils, von einer Selbstbescheidung des Biographen, die an Demut grenzt. So ist einerseits die Absicht Martis erreicht, anderseits die klare Beantwortung der Frage noch nicht erfolgt, welchen Anteil der Dichter Tavel an der Gesamtheit des schweizerischen Schrifttums hat. Es handelt sich nicht um die Einfügung in eine Rangordnung; denn wer wie Tavel Rang hat, behauptet sich selbst. Wohl aber wäre in kritisch würdigendem Sinne aus der Schau auf Tavels Gesamtwerk und auf den Eigenwillen der schweizerischen Literatur das ganz Besondere zu wägen, das Tavel im heimatlichen Kulturleben verkörpert, wie er nämlich zwischen Schicksal unseres Volkstums als Geschichte und Sprache des Schweizers als Gegenwarts-äusserung, zwischen Vermächtnis und Neuschaffung, zwischen Erbe und Fortsetzung, eine Synthese gegeben hat. Kritische Betrachtung würde vielleicht feststellen, dass das Schöpferische in Tavel nicht so stark war wie das Erhaltende. Erhaltung aber als Ausdruck und Wirkung einer lautereren Kraft ist schweizerischem Geiste der Gegenwart derart gemäss, dass er Tavel sich im tiefsten entsprechend empfinden muss. Das Persönlichste und Kostbarste in Tavel ist ein lebendiger Konservativismus. Dieser Berner ist konservativ, indem er die eidgenössische Sendung seiner Vaterstadt mit Wall und Graben Berns beschützt. Aber er ist lebendig, indem er in der schweren Wucht seiner Sprache die heutige Seele seiner Heimat mitzittern lässt.

Zunächst jedoch, jenseits literarisch-kritischer Sondierung, ist zu fragen ob genug Schweizer wissen, welchen Besitz sie in Tavel haben oder haben könnten. Denn es scheint, als ob die Zahl seiner Leser nicht die Höhe erklettert hat, die dem prächtigen Er-

zähler Tavel zustünde. Und dafür ist das verantwortlich, was in so weitem Masse gerade seine gültige Eigenart ausmacht: die Sprache. Tavels bedeutsamste Werke sind berndeutsch geschrieben, und die Entwicklung der schweizerischen Literatur hat es nun einmal mit sich gebracht, dass das zu Lesende, das ist mit dem Auge aus dem Schriftsatz Aufzunehmende, der deutschen Gemeinsprache angehört. Es fehlt den meisten schweizerischen Lesern an der Gewöhnung, das Schweizerdeutsche visuell mühe-los zu bewältigen, das Auge auf den Seiten gleiten zu lassen, zumal dann, wenn starke Verschiedenheiten zwischen den Dialekten des Dichters und des Lesers vorhanden sind. Hugo Marti schreibt anlässlich „Ring i der Chetti“: „Der Roman erschien zuerst im Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung, wodurch sich Tavels Mundartkunst in der Ostschweiz eine Leserschaft eroberte, die bisher der berndeutschen Sprachform eines Romans voll ungerechtfertigter Zurückhaltung oder gar in Ablehnung gegenübergestanden hatte.“ Die Zurückhaltung ist noch nicht allorts gewichen. Aber es ist ein erfreuliches Zeichen, dass gerade die Jugend sich des Tavel'schen Werkes zu bemächtigen scheint und damit einem Erzähler zuneigt, der Kraft der vorher genannten Synthese in seinem Können ein ernsthafter Erzieher der schweizerischen Jugend genannt werden darf. Den Kreis der Leserschaft zu weiten, Jugend und spätere Altersstufen darin zu vereinen, ist eine grosszügige Unternehmung im Gange, der edel werbender Charakter eigen ist. Wir meinen die schöne, preiswerte Volksausgabe von Tavels Werken, die der Verlag A. Francke, Bern, herausgibt, dazu bestimmt, im wahrsten Sinne Ausgabe für das Volk zu werden. Sie präsentiert sich geschmackvoll schlicht in der Ausstattung von Fritz Traffelet und umfasst das berndeutsche wie das schriftdeutsche Oeuvre Tavels. Die neue Ausgabe, von der einige Bände erschienen sind und die Anlass zu unsern Bemerkungen ist, wird Tavel neue Freunde werben und dazu beitragen, im gesamten schweizerdeutschen Sprachgebiet seine Geltung und seinen Ruhm zu mehren.

Welche Kostbarkeit ist ein Roman wie „Der Stärn vo Buebe-
bärg“! Er verklärt nicht nur einen Helden, den Obersten
Wendschatz, sein Geschick und seinen Willen. Sondern er
verklärt, indem er die Problematik der staatlichen Ueberlie-
ferungen und Einrichtungen durch einen glühenden Patrio-

ten und wahren Liebhaber des Volkes durchfühlen und durchdenken lässt, dessen Liebe zur volkhaften Gemeinschaft. In einer Diskussion wird behauptet: „Ds Wohl vo der Regierung isch o wieder der Nutze vom Volk. Die hei alle Grund, froh z'sy über ne starki Regierung“. Da antwortet Wendschatz: „Aber es isch ekei — wie söll i säge — kei Liebi drinne“. Liebe zum Volk: das Leitmotiv geht durch die Romane Tavels hindurch. Es begleitet den Obersten Wendschatz, der Adrian von Bubenbergs Einsatz für Volk und Heimat als hell führenden Stern vor sich schaut, dem er nachzieht und an den er glaubt. Der Tod von Wendschatz bringt den Stern nicht zum Erlöschen. Er leuchtet weiter durch die Geschehnisse, die in der breiten epischen Schichtung von „D'Frau Kätheli und ihri Buebe“ zu einer Erfüllung werden. Damit ist zwar die Chronik der Wendschatz äusserlich zu Ende gebracht, nicht aber Tavels Sehnsucht erschöpft, den schweizerischen Mythos in den Wirklichkeiten der Geschichte und in vielfachen Gestalten greifbar zu machen. Die freundliche Idyllik im „Donnergueg“, rokokohafter Liebreiz in einzelnen Teilen der „Haselmuus“ können nicht darüber hinwegtäuschen, dass Tavels Sehnsucht nach dem Repräsentativen geht. Sie sieht schweizerischen Geist repräsentativ, wo Opferwille und Heldenhaftigkeit die vaterländische Leistung ergeben. Darum ist der Roman „Ring i der Chetti“, das letzte Werk des Dichters, die Gestalt und Sendung Adrian von Bubenbergs umfassend, Tavels bedeutsamster Wurf, weil leidenschaftliche Liebe für patriotische Gesinnung und Tat in Bubenberg einen menschlich und historisch glaubhaften Träger gefunden hat. Dem Ritter legt Tavel das Wort in den Mund: „Adel ha heisst sech la bruuche“. Das ist eine Umschreibung für den Dienst am vaterländischen Ganzen, in dem sich Bubenberg als ein Teil sieht. „Mir sy alli nume es Glied i der Chetti, aber wenn en einzige Ring nid het, so isch di ganzi Chetti nüt nutz“. Des Ritters Leben unterstellt sich in dem kraftvoll gezeichneten historischen Gemälde dieser Devise und wird nach dem Willen des Dichters vorbildlich für heimat-treue Bereitschaft.

Wir glauben, für Rudolf von Tavels eindringlich schönes Werk am besten zu zeugen, wenn wir ihn selbst zu Worte kommen lassen. Die folgende Partie ist mit freundlicher Er-

laubnis des Verlags dem Roman „Ring i der Chetti“ entnommen. Sie knüpft an den Rückruf Bubenbergs durch die Berner Regierung in der Stunde der Not an, nachdem vorher Bubenbergs aufrechter Kampf gegen die ausländischen Einflüsse in Bern zu seiner Kaltstellung geführt hat; sie mündet in die Ereignisse von Murten ein.

Aus Tavels „Ring i der Chetti“

„Ja nu“, seit der Herr Adrian, „i frage gar nid dernah, ob me mi i ne Falle schickt. Es chönnt ja sy, dass so öppis derhinder steckti. J gange ga Murte, wil i weiss, dass Murte muess ghalte sy, für Bärn z’rette. Gratet’s mr, so isch es guet, gratet’s nid, so chumen i emel mit Ehren us där arme Wält, und der verbüschtscht vo myne Finde wird’s müesse zuegä, dass i nüt anders welle ha als der Nutze vo der Stadt Bärn.“

„Das gloube si scho jitz, Ritter“, versichert ihm der Seckelmeischer. „Nid eine, wo’s nid gloubt, aber si meine, me chönni o mit französischem Gäld im Sack der Vortel vo der Stadt sueche. — Was mir dä Ougeblick eigetlech meh Sorge macht, isch, dass üsi lieben Eidsgenosse geng no nid wei begryfe, wie’s steit. Geng no sägi si, es gang se nüt a. Wenn mir Bärner welle Händel ha mit dem Herzog, so sölle mr se sälber us-trage. Bevor dass eidgenössisches Gebiet agriffe sygi, rühre si nid der chly Finger.“

Z’Bärn vorem Rat isch nid meh gredt worde, als grad het müesse sy. Vieli hei dem Spiezer d’Hand drückt, mänge het ihm gseit, das wärd der lieb Gott nid vergässe, dass er ume chömi und ga Murte well. Aber wäm er’s het gha z’verdanke, dass ihm du der ganz Rat en Eid ta het, me well ne nid im Stich la, das isch nam Gspräch zwüsche Thun und Bärn nid schwär gsi z’errate.

Am Tag druuf het der Herr Adrian sy Mannschaft gmuschteret, und wenn eint und andere dervo gseit het, jitz, wo men under ihm dörfi marschiere, gang me grad no einisch so gärn mit, het’s der Ritter dörfe gloube. G’antwortet het er nüt oder im beschte Fall halblut zu sich sälber: „Säget’s de, wenn mr ume daheim sy!“ Er isch jitz nid numen um und

um stächlig gsi, me het ihm scho ufem Marsch agspürt, dass er's dürynen isch, und o d'Murtener hei's bald gmerkt. Verängschtiget hei si us ihrne Loubebögen uf ihn gluegt und wohl gwüsst, dass, wenn d'Bärner dä schicke, me nümnen a fridlechi Verhandlung und Nahgä dänkt. Si hei's erscht rächt gmerkt, wo-n-er ihri Ratsmanne zue sech uf ds Schloss bschickt und ne gseit het, si müessen ihm guetstah derfür, dass di Murtener, Mannen und Wyber, de nid afahje jammeren und ufbegähren oder gar d'Chriegsmannschaft mit Angschten astecke, wenn's de strub chömi. Lieber sölle si die furtschicke, wo settigs chönnten arichte. Chranki sölle si übere See schaffe, i ds Wischtelach übere. D'Tor blyben offe; aber Frömdi wärde nümnen ynegla, bsunders keini liederliche Möntscher, wo dem Chriegsvolch nachestryche; er welli nid, dass es de gangi wie z'Grandson, wo me de Burgunderhuscheni ufta heig und's du schwär heigi müesse büesse.

Der Name Grandson hätt' er villicht nid söllen usspräche. Scho das allei hätti jede Murtener chönne zum Schlottere bringe. Aber er het ne grad dütlech welle gseit ha, wora me sygi, und zum Schlottere het er ne nid Zyt gla. — Jitz, Wärchmeischer und Manne häre! — Mit de Wärchmeischer isch er allne Muuren und Türm und Wehrgäng nachegange. Di Murtener hei se mit Stolz zeigt, die heig no der Graf vo Savoye la ufführe.

„Scho rächt“, seit der Ritter, „aber dir heit o gmeint, dermit syg's gmacht und heit's la verlottere. Lueget da und dert und dert obe! Das isch es Ghudel. Jitz enanderenah derhinder!“

Vo synen eigete Lüte het der Herr Adrian niemer mitgha als der Jakob Erk. Der Schwager Roll het er zum Etschüttungsheer gschickt. Aber vo Bärn het men ihm als Chriegsrät der Herr Hansruedi von Erlach und der Peter Stark mitgä. Derzue sy der Hans Wanner mit der Bsatzig vo füfhundert Ma, der Bänz Chrummo und der Barthlome Hueber scho sit Wuche da gsi. Vo Fryburg het der Herr Wilhalm von Affry achtzig Armbrustschützen und e Kuppele tüechtigi Stuck- und Büchsemeister mitbracht, drunder o ihrere vier vo Strassburg. Zu den andert-halbtused Ma, wo der Herr Adrian vo Bärn häregfühert het, isch das, alles zsämegrächnet, scho viel gsi für i die chlyni Stadt yne. Da het's g'heissen Ornig ha und yteile. Der ganz

Maie düren isch druflos bouet worde, bsunders uf der Pfauener-
syte, wo me vorem Tor usse no Vorwärk ufgworfe het. Vo
Bärn und Fryburg här und übere See usem Neuburgische sy
Läbesmittel und Munition ynegführt worde, me het schier
nümme meh gwüsst, wohi dermit. Aber wo men Ornig het,
isch geng Platz. Dass alles eso über Ort cho isch und jede
geng gwüsst het, was er z'tüe het, das het dem Chriegsvolk
Zueversicht gä. D'Murtener hingäge, bsunders d'Froue, hei
hinder ihrne Buzeschybli gseit: „Erbarm sech Gott! Wo wott
das use?“

Derby het me der ganz Monet uus neue no nüt gmerkt vo
de Burgunder. Ungschore het me bis gäge Peterlinge chönne ga
kundschaftete. Ueber Bärn und Fryburg het me vernoh, si syge
geng no im Lager ob Losane, und es chöm Tag für Tag Zuezug
us aller Herre Ländere.

Wie scho sit Wuche sitzen am späten Abe vom sibenezwän-
zigschte Maien es paar Greyerzer Sennen in ere lääre Chäshütte
höch oben am Moléson um ds Fүүr umen und losen a mene
Graubärtige zue, wo i jüngere Jahren o viel mit dem Spiess
uf der Achslen' i der Wält umenandere gfahren isch und derby
ds Stillisy verlehrt het. Si sy dert ufe beorderet gsi, für ga
ufz'passe. Chehrium het geng eine müessen ufem Spitz vom
Bärg ga usluege, für ds Fүүrzeiche z'gä, wenn öppen öppis im
Gros de Vaud äne sech sötti rüehre.

Undereinish, wo no lang kei Ablösung wär nache gsi —
so het es se-n-emel dunkt — ghört me Holzschueh vor der Hütte
plättle. Was isch los?

Da flüget o scho d'Türen uuf, und dä, wo het söllen usluege,
brüelet mit stoberen Ougen i d'Hütte: „Jitz hingäge, jitz! —
Chömet cho luege!“ Di Manne lüpfen und troglen use. Wie
alli di Necht flimmeret es wundervolls Stärneheer über der
wyte Wält. Choleschwarz steit der Wald zwüsche de Schnee-
fälder, und tief, tief unde schlafe Hütten und Dörfer. Und e
Stilli! Chuum ghört me nes lysen Ruusche vo de Bech, wo
doch jitz am Tag vo der Schneeschmelzi ehnder lut wärde.

Der Wächter lat ne nid Zyt zu andächtigem Stuune. „Näht
Fүүr mit!“ befiehlt er. Eine geit zrück, zündt e Harzchnüttel
a und trappet ne nache. Wo si ufe Grat chöme — „Heiligi
Muetter Gottes! — Lueget, lueget!“ Dert äne, ob der Plaine

du loup, wo si jede Tag ds Lager vo de Burgunder hei gseh wachse, dert flammet e Röti, breit, wie von ere grosse Stadt. Der Rouch zieht sech gäge See übere. Bise. Schouderhaft gruusig gseht's uus. — Was söll das? — Ds Lager im Brand? — „He, dänk wohl!“ seit der Alt. „Jitz wüsse mr, was mr z'tüe hei. Zündtet nume der Chuz a! Das bedütet, dass ds ganz Heer ufbrochen isch. Si zündte ds Lager a, damit niemer zrückblybt. — Jitz chöme si!“ — Und zwo Minute druuf gseht keine vo dene Manne meh der Stärnehimmel mit syr göttleche Rueh. Der Holzhuufe lället turmhööch i di luteri Bärgluft und verchündet i ds Land yne: „Si chöme!“

Bald gseht men uf de Nachbarhängen o roti Stärnli ufzwittere. Eis weckt ds andere, bis i di inneri Schwyz yne, es neus, es irdisches Stärneheer, wo jede Stärn dem andere zuerüeft: „Chrieg! Chrieg!“

Am Jura fünklet's. Ufem Wischtelach und z'Eis äne gange Füür uuf, und jitz weiss me's o z'Murte: si chöme! Me brüelet's vo de Türm i d'Gasse abe. Da zitteret's uf vielne Lippe: „Heilige Maria, Muetter Gottes, erbarm dich unser!“ Mütter brieggen ob de Chinderbettli, wo di Chlyne schlafen und vo allem nüt merke. „Hätte mr se doch use Gä i d'Dörfer! J versteckti Hütte!“ Und wieder anderi jammere: „Warum sech wehre? Es nützt ja doch nüt! Hätti me doch d'Stadt dem Herzog abotte!“ — Aber me bruucht nume ne Blick uf d'Gass z'tue, so schwygt me. Wachten und Patrouille! Und im Wehrgang obe ghört me Schritte, ghört me Stimme. Me gspürt e mächtige Willen über der Stadt.